

1904 bis Ende 1916

*Die Jugendzeit vor dem Ersten Weltkrieg,
die erste Liebe und erste Truppenübungen*

FEUERPROBEN UND ROTE TINTE

Es war noch immer nicht anders, rund sechzig Jahre nach seiner Schulzeit: Jemand rief „Rube“, und er, der still an seinem Schreibtisch saß, zuckte zusammen. Als wäre er in die Schulzeit zurückversetzt worden und suchte verzweifelt nach Antworten auf Prüfungsfragen, die ihm wider Erwarten – wie er sagte – manchmal einfelen. „Und was machst du“, schüttelte er dann den Kopf, die Augenbrauen gesträubt wie das Gefieder einer Eule, „wenn plötzlich ein Krieg kommt? Da greifst du lieber zur Waffe statt zur Schreibfeder!“ Mit den Fingern der rechten Hand umklammerte er seinen Daumen, hielt sich an sich fest. „Von einem Weltkrieg ist nie die Rede gewesen, trotz historischer Daten zur jahrtausendealten Tradition des Abstechens auf Kommando.“ Rudolf hieß er, Rudi nannte man ihn bis zur 6. Schulstufe. Wen wundert es, dass ihn die erste Silbe von Rube aus seinen Träumen schreckte?

„Ru...!“ Schon stand Rudi neben der Schulbank. Erst dann entnahm er dem Wortgemetzel des Lehrers das vollständige Wort „Ruhe“. Wieder stieß ihn sein Vorname unnötig in schulische Strapazen. Sein Bruder Emil, der neben ihm saß, grinste. Vierzehn Monate jünger als Rudi, war er bereits ein ganzer Kerl. Denn ehe das Wort und die alten Sitten aus der Mode kamen, wollten Buben wie Soldaten ganze Kerle sein.

„Weil sich unser Französischgenie erhoben hat“, spottete der Lehrer, nälte es boshaft mit französischen Brocken vermengt, „weiß der Herr sicher die neuen Vokabeln.“ Hilfe suchend wendete sich Rudi an den Bruder. Beide kannten jeweils die Fähigkeiten des anderen und zogen

ihren Nutzen daraus: Emil bemühte sich um Französisch, Rudi sorgte für die mathematischen Fächer. Fremdsprachen, dachte er, würde er nie lernen – und hat es später doch getan: Ungarisch aus Liebe, Russisch aus Notwendigkeit.

Rudolf Siegert wurde am 6. Dezember 1896 im einstigen Böhmen geboren. Seine Heimatstadt Weipert lag an der nördlichen Grenze des riesigen Herrschaftsgebietes, das seinerzeit Österreich-Ungarn war. Jetzt heißen viele Städte und Flüsse anders. Manche Provinzen wechselten ihre Namen schneller, als ein Soldat seine Schuhsohlen durchlief. Auf der Landkarte in Rudis Klassenzimmer schienen die Grenzlinien wie eingemeißelt für die Ewigkeit. So gutgläubig sind nur Kinder. Herrscher bewerten Land und Boden grundverschieden.

Neben Gott und dem Kaiser verkörperte der Vater die höchste Autorität. „Sei treu im Kleinen, arbeite gern, liebe die Deinen und Gott, deinen Herrn.“ Bis zum Überdruß vernahm die Jugend Spruchweisheiten. Jeder einzelne Satz an sich eine Zumutung, überforderte die Summe den kindlichen Verstand. Sexuelle Themen waren tabu, seltsam verwirrende Empfindungen konnten nicht hinterfragt werden, weil die richtigen Worte fehlten. Diskret versteckt hingen die „Unaussprechlichen“ an der Wäscheleine, und der „Ärztliche Ratgeber“ mit seinen aufschlussreichen Illustrationen lag, begehrliehen Kinderfingern entzogen, im versperrten Bücherschrank.

Rudis Vater, auch ein Rudolf, stand laut Amtssprache „im Genuss einer gesellschaftlichen Position“. Obwohl Ehrenämter selten Vergnügen bereiteten, wurden sie genossen. Als Stadtrat und Major der Schützenkompanie opferte er wertvolle Stunden, die er besser in seine Kinder investiert hätte – oder in Erneuerungen seiner Posamenterie-Fabrik. Noch entsprachen Posamenterien wie Spitzen, Fransen oder Bordüren dem Zeitgeist. Litzen und Borten garnierten den Waffenrock, silberne Tressen oder

vergoldete Schnüre, mit Quasten geschmückt, dekorierten die Uniformen höherer Offiziere.

Der Vater, ein Oberleutnant in der Reserve, forderte von Frau und Kindern ein höfliches „Sie“. Den Bart im schmalen Gesicht trug er kurz, jedes Härchen zu jeder Tageszeit an dem ihm zugewiesenen Platz, als sei unerbittliche Selbstzucht auch für den Bartwuchs bindend. Seinen vier Töchtern hatte er die fein geformte Nase vererbt, zum Glück für die Mädchen, denn eine markante Nase wie jene der Mutter verlangte nach einer starken Persönlichkeit. Die drei Söhne jedoch präsentierten stolz den von der Mutter übernommenen Vorsprung. Wenigstens um eine halbe Nasenlänge überragten sie den Vater.

An Feiertagen und Geburtstagsfesten der kaiserlichen Familie marschierten die Schützen zum Haus ihres Majors, Nr. 677 im Vorort Neugeschrei, und dann zum Schützenhaus auf dem Postplatz. Mit gebührendem Respekt holten sie ihre Fahne. „Kompaniiiie, haabt Acht!“ Auf Kommando des Vaters durchmaß das Korps Straßen und Plätze, Schützenmajor Rudolf Siegert vorneweg mit gezogenem Säbel. Fasziniert beobachtete Rudi, wie die blanke Schneide Sonnenstrahlen einfang und zurückwarf, als flitzten Lichtpfeile aus der Säbelspitze. Lederstiefel knarzten, Gewehrläufe glänzten, vom fanatischen Eifer der Trommler überwältigt zitterten Fenster und Frauenherzen.

Zu jener Zeit spielte das Militär eine große Rolle. Und es spielte sie gut. Seit dem kurzen, gegen Preußen verlorenen Krieg von 1866 hatten die k. u. k. Streitkräfte keine Schlacht mehr geschlagen. Dafür brillierten sie bei Kaisermanövern und Militärparaden.

Als Erzherzog Karl vor dem Schützenhaus empfangen werden sollte, glaubten Rudi und Emil natürlich, der Großneffe des Kaisers plane einen Besuch ihres Vaters in Weipert. Selbst die ruhige Mutter durchwühlte aufgereggt Kästen, drehte Schubladen um. Die Mama – wie sie die Kinder mit Betonung auf der zweiten Silbe nannten – fand

nichts zum Anziehen. Eigenartig, grollte der Vater, er sehe Schränke voll guter, solider Kleider. Nach der neuesten *Fasson* müsse man sich eventuell in Reichenberg orientieren, meinte er, als ahnte er ein typisch weibliches Argument im Voraus, aber nicht im kleinen Weipert! Gegen diese Mehrausgabe wehrte sich der Herr des Hauses jedoch vergebens.

Der hohe Gast kam, winkte wohlwollend und nahm sich für seinen Auftritt weniger Zeit, als die Mutter zum Schließen der vielen Häkchen ihrer neuen Garderobe benötigt hatte. Einmal sollte er zwar als Karl I. für rund zwei Jahre Kaiser von Österreich sein, die Kürze seiner Visite hätte ihm die Mutter trotzdem nie verziehen.

Königlichere Lustbarkeiten als das erzherzogliche Gastspiel bot den Kindern der Jahrmarkt: berauschende Düfte, betörende Dinge, die Verführung war groß – in Summe leider unerschwinglich. Wie so oft in Grenzgebieten brauchte man auch die Währung des Nachbarortes. Die Böhmen rechneten mit Kronen und Heller, die Sachsen mit Reichsmark und Pfennigen. In den meisten Haushalten Weiperts standen Dosen mit deutschen Münzen. In Bärenstein dürfte es genauso gewesen sein mit österreichischem Kleingeld und vielleicht der einen oder anderen Krone. Trotz der Ausnahmesituation weigerte sich der Vater, die Zahlungsfähigkeit der Söhne durch ein anständiges Taschengeld zu erhöhen. Hand in Hand mit ein paar Münzen nahmen sie den Leitsatz in Kauf: „Sei die Gabe noch so klein, dankbar musst du immer sein.“

Knifflige Situationen verlangten nach Friedrich, dem einfallsreichen, um vier Jahre älteren Bruder. Friedi fischte sich aus den Fallstricken des Lebens stets das Beste – ab und zu drehte er sich selbst einen Strick daraus. Vielleicht, weil er ein Problem hatte, über das er nie sprach? Als hochaufgeschossener Erstklässler bildete er beim Aufstellen vor dem Turnunterricht noch den Kopf der Reihe, rutschte etwa ab der dritten Klasse immer weiter

nach hinten, bis es um die Gardemaße unwiderrufflich geschehen war.

Größe ersetzte Friedi durch Scharfsinn. Klassenbester in Leibeserziehung, übertraf auch seine Malkunst die Werke der Freunde, denen er die Schulzeichnungen lieferte. Statt klassischer Pflichtlektüre las er die verpönten Bücher von Karl May. Er kannte den vollständigen Namen des Mohammedaners Hadschi Halef Omar und sah in Kara Ben Nemsi, dem undeutschen Deutschen, außer einer regelwidrigen Milde für Todfeinde keine Schwächen. Im Vertrauen darauf, als der älteste Sohn die väterliche Fabrik zu übernehmen, lief die Schule eher nebenher. Hellhaarig und blitzend lichtgrau unter den blonden Augenbrauen, da entfiel wenig Glanz aufs dunklere Fußvolk, die Brüder. Ohne ihn hätten sie die schönsten Angebote der Kinderjahre nie erlebt. Einen Jahrmarkt zum Beispiel.

„Wenn der Vater so geizig ist, verscheuern wir eben alte Posamentenmuster“, verkündete Friedi am Sonntag. Nach dem Mittagessen schlenderte er, scheinbar ziellos, aber sehr zweckorientiert, hinunter zur Fabrik. „Kein Mensch wird den Kram vermissen“, beteuerte er, als er den Brüdern die Hälfte seiner erbeuteten Musterkollektion überreichte. Erneut bestätigte Friedi sein Format als Verkaufsgenie. Sein Charme und sein Witz versprachen eine erfolgreiche Zukunft. „Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommst du ohne ihr“, rebellierte er bereits gegen verhasste Redensarten.

Friedis halbherziger Zuschuss, von Emil und Rudi brüderlich geteilt, fand reißenden Absatz. Golddurchwirkte Kordeln, aber auch vergilbte Spitzen ließen sich in Türkischen Honig umsetzen oder in Fahrten mit der Ponybahn. In Rudi, erkannten die Schausteller bald, hatte ihre Raffgier ein williges Opfer gefunden.

„Magst du das Ringelspiel antreiben?“, eröffnete der Besitzer des Karussells das Verkaufsgespräch.

„Ich?“ Der Bub strahlte. Diese Auszeichnung, buchstäblich der Höhepunkt des Jahrmarkts! Das Karussell betrieb man noch ohne Motor. Knapp unter den Streben des Zeltdachs erstreckte sich rund um das Antriebsrad ein Laufsteg, von dem aus buntlackierte Pferde und Wägelchen samt kleinen Reitern und fröhlichen Liebespaaren durch kräftiges Schieben bewegt wurden. Dass niemand ganz umsonst nach Lust und Laune drehen dürfe, hielt Rudi für einen vernünftigen Standpunkt. Nein, dass man ihn überhaupt gefragt, ihm diese Verantwortung zugetraut hatte! Zweifellos eine ehrenamtliche Funktion.

Oben auf dem Schwindel erregenden Holzsteg durchschaute er das Ausmaß der Beförderung. Hier galt ausnahmslos Muskelstärke. Drei jämmerlich langsame Runden schob und zerrte Rudi, dann trennte er sich nochmals von zwei Armlängen farbiger Schnüre, damit ihn die Leute ohne Spottrufe beurlaubten. Emil schüttelte den Kopf. Sein Bruder wollte doch nicht zu den Faulen und Feigen gehören, die jeder Idiot als *ganze Kerle* beschimpfen dürfe?

„Rudi, zeig, dass du ein *ganzer Kerl* bist“, forderte Emil, als wieder einmal eine feindselige Horde den Siegertuben auflauerte. Schließlich schaffe der Besuch eines Erzherzogs viel Missgunst; so erklärten sie sich den Neid der weniger Bevorzugten. Rechnete man die Ämter des Vaters und die Schützenfahne dazu, folgten im Durchschnitt auf einen Freund drei Neider. Während der Kämpfe bezog auch Rudi seine Prügel. Oft schienen ihm höhere Mächte nötig, und er betete um Emils glorreichen Sieg. Der vertrauensvolle Bittsteller redete sich ein, nur seine Gebete riefen die hilfreichen Freunde herbei. Argumente, das laute Geschrei habe die Entsatztruppe alarmiert, fegte Rudi beiseite. Ja, er entwickelte sich zu einem Genie im Wegwischen und Wegdenken.

An diesem Tag folgte er Emil mit unbeschreiblichem Heldenmut im Herzen und entsetzlicher Angst im Bauch, genau die richtige Stimmung zur Geburt eines Helden; sie

wurde ihm verwehrt. Noch vor ihm floh Emil, dem der bestialische Gestank zuerst in die Nase gestiegen war. Tückisch hatten ihre Feinde eine Kriegstaktik angewendet, die empfindlichere Naturen lähmte: Weiperts Abschaum hatte sich in Jauche gewälzt.

Weshalb überhaupt Tauglichkeitsbeweise ablegen? Rudi testete die Aussichten eines ehrenvollen Rückziehers, verhalf doch ein Stadtrat in der Familie auch den Söhnen zum gesteigerten Prestige. Selbst Emil glaubte, dass sie sich dank eines prominenten Vaters mehr Freiheiten erlauben durften. Deshalb kletterten die Buben trotz der Warnschilder auf den Bahndamm.

Auf der eingleisigen Strecke der Buschtehrader Eisenbahn, die über die österreichische Grenze nach Annaberg ins Deutsche Reich führte, fantasierten sie auf der Böschung vom Gipfel aller Bubenträume seit Erfindung der Eisenbahn. Sie wollten die Dampflok hautnah vorbeischnauben fühlen. Abseits der Gleise roch es abenteuerlich fremd. Rudi schnupperte, suchte nach Worten. Heißeisen und Wegeseinwollen? Nasser Hund und Ziegenbock?

„Ein Mief wie auf dem Bahnhof“, fasste er das inspirierende Unbelebte zusammen, „aber doch anders.“

„Genau“, bestätigte Emil, „ist auch anders. Keine Erwachsenen, die nörgeln und dich zurückhalten, wenn’s interessant wird und die Lok einfährt und hast dieses komische Gefühl im Bauch, weil du doch tief drinnen in dir nicht mehr du bist, sondern Eisen und Dampf und... hörst du nichts?“ Aufgeregt flatterte er mit den Armen, näherte sich dem Schienenstrang, hüpfte wie ein Geierjunges am Nestrand, bereit zum Abflug. Zu spät.

„Herunterkommen!“ Ein Gendarm rührte es herauf. Er stand tief unter den Bürschchen auf dem Weg, und sie glaubten, recht hoch über ihm zu stehen – vorzugsweise als Söhne eines Schützenmajors. Dieser Einwand beeindruckte den Polizisten keineswegs. „Rrrrunterkommen“,

rollte er das „r“ so bedrohlich, wie es nur der Umgang mit *Verbrrechern* oder das *Militärrr* einhämmert.

Trotz eines Vaters, der einer ganzen Kompanie voranginge, müsse man dem nächstbesten *Butz* das Feld überlassen, ärgerte sich Emil. Für die Brüder eine schmerzliche Lektion, und es war nicht ihre letzte Schulung. Wer nahe eines Grenzbachs wohnt, erfährt rasch die Schwierigkeiten, die Trennungen gleichsam verbinden.

Dort, wo Weipert-Neugeschrei regelrecht fließend in den deutschen Ort Bärenstein übergeht, bildet der Pöhlbach die Staatsgrenze. Neugeschrei entstand aus dem neuen Berggeschrey, als rund 350 Jahre vor Rudis Geburt südlich der Weiperter Erzlagerstätten ein ergiebiges silberhaltiges Geschiebe entdeckt wurde. Immer mehr Bergwerke entstanden. Den grenzüberschreitenden Erzgängen folgte der übliche Streit um Bergrechte, auch ein interner Religionskrieg. Viele der Knappen hingen dem ketzerischen evangelischen Glauben an, trotzdem waren diese Bergmänner aus Böhmen und Sachsen überall begehrt. Im Jahr 1609 garantierte Kaiser Rudolf I. nicht nur Neugeschrei die Religionsfreiheit. Das Gemeindeblatt führt einen Nikolaus Siegert an, der um 1665 jährlich einen Stein Unschlitt und zwei Gulden als Fron oder Erbzins abgab. Ein Stein, etwa ein Kilo, wobei Rindertalg die größte wirtschaftliche Bedeutung hatte.¹

Anfang des 17. Jahrhunderts stand es bereits schlecht um die Lagerstätten im Erzgebirge. Eine neue Industrie reifte in Neugeschrei. Das fleißige Volk der böhmischen Weber entwickelte das Posamentiererhandwerk. Es blieb offenbar bei der Religionsfreiheit. Denn Rudolfs Vater war evangelisch, die Mutter römisch-katholisch. Niemand störte sich daran. Probleme bereitete den Kindern einzig der Grenzbach.

Der Bach sei ihr Eigentum, betonten die Heranwachsenden von Weipert. Auf der deutschen Seite in Bärenstein widersetzte sich die männliche Jugend einer böhmischen

Besitznahme. Auch die Sachsen forderten den Bärenbach für sich. Zugegeben, zum Schwimmen eignete sich der Pöhlbach nicht, doch konnten jeweils zwei Freunde problemlos Seite an Seite eintauchen. Dabei mäanderte das Gewässer eine ziemliche Strecke durch böhmische wie sächsische Wiesen, lang genug auch für entzweite Gemeinschaften. Aber nein, mit Stöcken bewaffnet marschierten die Schüler Weiperts und Bärenbachs, stets in Gruppen, immer zu derselben Stelle *ihres* Wasserlaufs.

Schimpfworte flogen hinüber, dort wurden Wortsalven abgefeuert. Gottlob nichts Schlimmeres, es lag ja der Bach dazwischen. Ein Teil des Truppenkörpers planschte, die andere Hälfte wachte und drohte.

„Kommt doch rüber, elende Feiglinge!“

„Ha! Feig? Und ihr, traut euch bloß auf unsere Seite!“

„Das werden wir ja sehen!“

„Ja, das sehen wir von Weitem, wie die Deutschen vor Angst schwitzen!“

„Bis hierher riechen wir's, wie sich die Böhmen in die Hosen machen!“

„Gleich galoppiert sie davon, die deutsche *Krawallerie!*“

Ein Stück weiter wäre eine Brücke gewesen. Wie geschaffen für die endgültige Klärung der Grenzbereinigung. Doch während zufälliger Begegnungen schlichen die Stänkterer aneinander vorbei. Außerdem sächselten Bärensteiner wie Weiperter, keiner hörte den Feind heraus. Nur ihre Blicke kreuzten sich: „Du bist Luft für mich!“, und „Du kannst mich mal!“

In wenigen Jahren sollten die Burschen an Flüssen stehen, an deren Ufern nicht mehr gesprochen wurde. Erst, wenn alle Kriege wieder Brücken gesprengt werden, fließt Blut auch im friedlichsten Bächlein.

Aus eigenem Antrieb suchte Rudi keine Streitigkeiten. Mit vier Schwestern zu Hause brauchte er dem Ärger nicht nachzulaufen! Dabei durfte er sich glücklich schätzen, weil drei Schwestern weder unangenehm noch überhaupt auf-

fielen. Zufrieden verlegten sie sich auf die einfachen Dinge des Lebens und halfen, ohne viel Staub aufzuwirbeln, im Haushalt. Mariechen jedoch, Älteste der Siegertkinder, hätte lieber mit dem Säbel gefochten als Löcher mit der Nähnadel zu stechen. Sie neckte den sensiblen Bruder und plagte ihn aus Langeweile, vielleicht weil ihm dieses Leiden fremd war. Mariechens Unterhaltungen waren nun einmal durch sehr engstirnige Sitten beschränkt. Notgedrungen hielt sie sich am starken Geschlecht schadlos. Als ob sich Rudi so stark gefühlt hätte!

Da rief ihn der katholische Pfarrer zu sich: „Willst du Ministrant werden?“

„Nein, danke“, bedauerte der Bub.

„Nein?“, fragte der Geistliche. „Gibt es einen zwingenden Grund?“

Die Ursache für Rudis Absage lag nicht in der protestantischen Konfession des Vaters. Die sanfte Mama, streng im Glauben, ließ die Kinder taufen und erzog sie nach der römisch-katholischen Religion. Trotzdem besuchte die Familie jeden zweiten Sonntag mit dem Vater die evangelische Kirche. Rudi aber beeindruckten die Geheimnisse des katholischen Gottesdienstes schon wegen der fremden Sprache, die nur der liebe Gott verstand und vielleicht der Herr Pfarrer. Deshalb hätte er gern ministriert, scheute sich aber, in der Öffentlichkeit ein so gewichtiges Amt auszuführen. Der Priester verstand ihn auch ohne Worte und erlaubte ihm, stattdessen mit den anderen Kindern die Glocken zu läuten.

Was für ein Vergnügen, von den Seilen hochgezogen zu werden! Kaum berührten die Füße den Boden, schwebte man wieder empor, und mit dem ersten Ton flog auch die Seele in unbekannte Höhen. Fühlten sie sich zum Schweigen verurteilt, beschleunigten die Glocken noch einmal ihren Schwung; sie ächzten und stöhnten. Der Klöppel der großen Glocke bewegte sich schwer gleich der Zunge eines Betrunkenen. Meist gelang der kleinen Glocke scheinbar

wider alle Trägheitsgesetze ein letzter Ton. Rudis Mitleid ertrotzte das Wunder, denn verstoßen rührte er am Seil.

Bald darauf beendeten kleinliche Erwachsene den Spaß. Ungeduldig hatten die Kinder zu früh geläutet. Wegen ein paar lächerlicher Minuten, stellten sie enttäuscht fest, machen die Leute ein solches Geschrei. Mariechen freilich amüsierte die erzwungene Amtsniederlegung des Brüderchens. „Wenn zur Ru-di Glocken läuten ...“, verfälschte sie einen bekannten Kanon. Wenn zur Ruh' die Glocken läuten? Damit konnte Rudi ruhig leben!

Heikel war Rudi in jeder Beziehung, sondierte Mahlzeiten und Worte. Und so staunte er oft über einen Schulkollegen, der, auch so klein wie Rudi, doch mindestens um die Hälfte dicker war. So viel in sich hineinzustopfen fand er genauso unmöglich, wie die Witze des dicken Franz zu erzählen. Besonders ein Rätsel beeindruckte ihn. Für Rudolf ein Heldenstück, weil Franz nicht nur die Klasse, sondern auch den Lehrer fragte:

„Was ist das? Es hängt an der Wand und hat den *Arsch* verbrannt.“

Nie hätte Rudi dabei an eine Bratpfanne gedacht, die damals in den Bauernhäusern über dem Herd hing: eine überraschende Lösung samt dramatischer Wortwahl. Rudi und Emil, die immerhin aus einer sogenannten „guten“ Familie stammten, faszinierte das „schlimme“ Wort. „Wer war der Radetzky?“, freuten sie sich ebenso, wenn der Radetzky...arsch erklang.

Die Familie Siegert in Weipert-Neugeschrei besaß zwar keine Kutsche und kein Pferd wie ein Onkel in Reichenberg, doch weit hinten in ihrem Garten stand ein Stall für eine Kinderkutsche. Das Zugtier hieß Harald, ein großes, zottiges Vieh, handzahn, doch leider von Natur aus mit einem strengen Geruch behaftet. Harald war ein Ziegenbock, und er stank. Irgendwann kam er zu seinesgleichen. Die Mutter fotografierte die letzte Ausfahrt der Kinderschar. Eigenartig, bis sie ein Krieg plötzlich ins Erwach-

senenalter stieß, blieben in jener Zeit nicht nur die Siegereubener länger Kinder.

Franz, der sprachgewandte Schulfreund, lehrte ihn auch das Kunststück eines Zirkusclowns: Man nahm Brennspiritus in den Mund, riss ein Streichholz an und entzündete die brennbare Flüssigkeit beim Ausspucken. Trotz seines Ekels vor dem Geschmack ergriff Rudi die Chance, sich als Feuerschlucker auszuzeichnen. Seine Mutter bemerkte vom Küchenfenster aus, dass im Garten etwas Ungewöhnliches vorging, sah entsetzt Stichflammen aus dem Mund ihres Sohnes schießen und verbot weitere Mutproben.

In der Rechenaufgabe sah Rudi seine Stärke liegen. Er entschloss sich zu einer besonderen Leistung, und so opferte er sein Taschengeld für rote Tinte. Noch nie hatte er mit solcher Vorfreude eine derart prächtig leuchtende Hausübung abgeliefert! Umso härter traf ihn die Enttäuschung in der dritten Schulstunde: Rote Tinte sei ausschließlich Lehrern vorbehalten; da hätten sie bald ausgedient, verbesserten sie die Aufgaben nicht mit der für sie reservierten Farbe. Der Schüler musste alles neu schreiben, wobei sein Abscheu vor stupiden Befehlen der Arbeit den Stempel aufdrückte. Diese Ungerechtigkeit, schwor er, vergesse er bis ans Ende seiner Tage nicht!

Einen Bildungsweg, attraktiver als die Schule, belegte der Vater mit Besuchsverbot. Vor dem Garten hatte ein Wanderkino sein Zelt aufgeschlagen. Aber den Eltern blieb verborgen, dass sich die spannenden Filme auf der Rückseite der Zeltleinwand abzeichneten. Für immer in Rudis Gedächtnis grub sich eine Szene: Sorgfältig zerreißt der Hauptdarsteller einen Brief, ehe er die Schnipsel zum Fenster hinauswirft. Unten aber lauert die Gestalt eines eindeutig zwielichtigen Mannes. Warum sonst sammelt er die Papierfetzen so schnell ein, wie sie zu ihm herunterflattern? Zu Hause setzt sie der Bösewicht zusammen, erfährt dadurch ein mörderisches Geheimnis und verübt grässliche Handlungen an Leib und Leben netter Menschen.

Rudi wünschte, er hätte die Szene nie gesehen! Seitdem plagte ihn ein Tick. Jeden noch so harmlosen Brief verarbeitete er zu Konfetti, ehe das Schreiben im Papierkorb landete. Oft prägen uns nicht die großen Dinge, und manchmal ist es ein verbotener Stummfilm, den man noch dazu seitenverkehrt sieht.

Auch mit Aquarellen versuchte Rudi sein Glück. Meist pinselte er naturgetreue Landschaftsbilder. Freilich imponierten ihm eher die Karikaturen, die Friedi überall hinmalte, wobei er die Wände mit einbezog. Friedrich nachzueifern, ihn niederzuringen, beschäftigte vor allem Rudi. Er übte Friedis lockeren Gang, nützte jede Gelegenheit für einen Überraschungsangriff. „Lästiger Köter“, schüttelte ihn Friedi ab. Auf diese oder andere Weise wurde jeder Ansatz zum schnellen Heldentum hintertrieben.

Sorglose Tage bescherten den Kindern die Ferien in Swinemünde. Jedes Jahr erhielten die Eltern die reichbilderte Einladung des Ostseebades: Solebäder, elektrische und medizinische Bäder zur „Steigerung des Stoffwechsels und Vermehrung der Nervenenergie“. Bestimmt hätten die Eltern den Kurpark und die Konzerte des Artillerie Regiments Nr. 2 genossen – Swinemünde war auch Garnisonsort –, sie wählten jedoch der Kinderschar zuliebe eines der zwei Familienbäder. Wenn da nur nicht der übliche Geldmangel der drei Siegertbuben gewesen wäre! Emil und Rudi sannen auf Abhilfe. Friedi, der Generalstäbler, hatte sie gleich gefunden.

„Wir werden Zeitungen verkaufen.“

So viel Findigkeit stieß bei den jungen Gefolgsmännern auf uneingeschränkten Respekt.

„Aber welche Zeitungen?“, erkundigten sie sich vorsichtig.

„Schaut euch doch um“, spottete Friedi. „Das Helle dort auf Bänken und in Papierkörben sind Zeitungen, falls es keiner von euch weiß! Sobald jemand seine Zeitung ausgelesen hat, wirft er sie weg. Wir sammeln die am besten

erhaltenen Exemplare und bieten sie nochmals an. Wer achtet beim Kauf einer Zeitung schon aufs Datum?“ Friedrich klügelte einen Plan aus, den die beiden Jüngeren ausführen mussten.

Nun hieß es, die alten Nummern in den weniger frequentierten Gassen zu veräußern. Friedi dachte an die Profi-Zeitungsjungen, die gegen eine Geschäftsschädigung sicher nicht allein mit Worten vorgingen. Wer aber würde verkaufen? Friedrich meinte, er käme ob seines vorgerückten Alters von vierzehn Jahren nicht in Frage, und Rudi musste eingestehen, dass derartige Unternehmen über seine Kräfte gingen.

„Emil, du getraust dich die Zeitungen auszurufen – oder?“

Fügte der große Bruder ein „Oder“ hinzu, parierte das Fußvolk. Emil riskierte den Handel samt Marktschreierei. Das Geschäft florierte, bis ein misstrauischer Herr vor dem Kauf tatsächlich das Datum der Zeitung überprüfte. Den Buben geschah nichts, weil sie flinker waren.

Unbekannte Objekte fesselten ihr Interesse. Swinemünde im einstigen Pommern besaß Getränke-Automaten! Diese Wunderwerke der Technik offerierte Weipert seinen Gästen nicht. Friedi beobachtete genau, wie die Automaten süße Säfte servierten, wurden sie mit Pfennigstücken gefüttert.

„Merkt euch, wie wichtig es ist, immer Kleingeld in der Tasche zu haben“, belehrte Friedrich, der Große, seine Brüder.

Zwei Tage später wollte ein Getränke-Automat ihr unehrlich verdientes Zeitungsgeld ebenso arglistig behalten. Wütend drückte Friedi zuletzt alle Knöpfe gleichzeitig, Emil zerrte am Hebel, und Rudi schaute alle naselang nach, ob er vielleicht doch ein Klappern überhört hatte.

„Und bist du nicht willig, so brauch’ ich Gewalt“, zitierte Friedi den Erlkönig herbei. Ohne sich weiter um literarische Feinheiten zu kümmern, trat er dem unma-

nierlichen Gerät gegen die blecherne rechte Flanke. Plötzlich ein Rasseln und Räuspern, etwas schnurrte, verborgene Rädchen oder verbogene Federn surrten, und der Apparat gab zunächst reumütig das Geld der Siegertbuben zurück. Dann aber spie er alle im Lauf des Tages verschluckten Pfennige aus. Geschäftstüchtig beehrten die Brüder ihren neuen Geldspender auch am nächsten Morgen. Doch ein Handwerker war noch früher aufgestanden und fleißig mit Reparaturarbeiten beschäftigt.

„Widerlich, dieser Übereifer“, murmelte Friedi verdrossen.

Ein ähnliches Arbeitstempo befürchteten Emil und Rudi, das unzertrennliche Brüderpaar, wegen eines Schulwechsels. Niemand fragte sie nach ihren Vorstellungen, so viel Rücksicht auf ihre Wünsche erwartete die Jugend auch nicht. Der Vater wollte nach Reichenberg übersiedeln, um dort die Fabrik eines alten Siegertverwandten zu modernisieren.

Die Textilindustrie hatte man schon mehr als einmal das „Schmerzenskind“ der österreichischen Produktion genannt. Dazu kam der Zusammenhang des Webwarenmarktes mit der allgemeinen Volkswirtschaft – und damit war es schlecht bestellt. Stadtrat Siegert musste mit hohen Garnpreisen kalkulieren. Der Konsum vermochte der gewaltigen Preiserhöhung kaum zu folgen.

In einer größeren Stadt, hoffte der Vater, würde ein verkleinerter Betrieb mehr Gewinn erzielen. Außerdem überlasteten ihn seine Ehrenposten, er dachte an mehr Zeit für seine Familie. Projekte, mit denen seine intelligente Ehefrau übereinstimmte. Friedi besuchte bereits die Realschule in Reichenberg und wohnte bei dem alten Onkel, der Friedi verwöhnte. Der Neffe durfte die Kutsche benutzen, Reitstunden nehmen und mit dem Pferd Luzi ausreiten. Friedi lernte nur das Nötigste, zum Beispiel die englische Sprache und alles, was ihm beim Militär nützlich sein könnte.